

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft des Kantons Glarus  
**Band:** 7 (1945)

**Artikel:** Aus der Frühzeit des glarnerischen Medizinalwesens  
**Autor:** Hoffmann, J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1046722>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Aus der Frühzeit des glarnerischen Medizinalwesens.

Von Dr. med. J. Hoffmann, Ennenda.

Die frühesten Berichte über glarnerisches Medizinalwesen stammen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Als wichtigstes Schriftstück erscheint der Spitalbrief vom 11. Brachmonat 1560. Niklaus Tschudi, der Verfasser einer Geschichte des alten Glarner-Spitals, hält es für wahrscheinlich, daß derselbe auf Aegidius Tschudi zurückgeht. Es hat damit folgende Bewandnis:

Am 11. November 1555 erschien vor dem Rat Statthalter Gilg Tschudi mit der Erklärung, er möchte einem für den Tagwen Glarus zu erbauenden Spital 50 Kronen vergaben. Er erhielt die „Verschreibung“, daß die von Glarus einen Spital erbauen werden. Im Ratsprotokoll vom 18. Christmonat 1555 finden wir jedoch folgende Stelle: — des Spitals halber, so die Tagwen der gemeinen Kirche fürgenommen zu bauen —. Der Plan Gilg Tschudis hatte also eine Erweiterung erfahren.

Aus den Jahren 1556 und 1557 fehlen jegliche Nachrichten. Im Glarner-Brand von 1861 ist das Archiv der gemeinen Kirche zum Teil ein Raub der Flammen geworden, nicht so die Spitallade. Sie wurde 1855 in das Armen- und Krankenhaus der Gemeinde Glarus, das als stattlicher Neubau den alten, seinen ursprünglichen Zwecken entfremdeten Spital ersetzte, verbracht. In dieser Lade fand sich der oben erwähnte Spitalbrief. Er trägt keine Unterschrift. Als Bauherr erscheint nicht die gemeine Kirche, sondern der Tagwen Glarus. Daneben fanden sich noch Abschriften der Spitalordnungen von Rapperswyl und Baden. Die im Spitalbrief enthaltene Spitalordnung ist denselben in Hauptsache nachgebildet. Wie dort wurde auch in Glarus die Verwaltung des Spitals einem Spitalrat übertragen. Derselbe ernannte dann den Spitalmeister, der im Spital Wohnung hatte.

Im Jahre 1559 wurde dem Rate eine von Gilg Tschudi<sup>1)</sup> entworfene Spitalordnung zur Genehmigung vorgelegt. Die im Spitalbrief enthaltene deckt sich mit ihr. Im Jahre 1560 war der Bau vollendet. Sein Zweck war ein doppelter. Er sollte einerseits eine Herberge sein für fahrendes Volk, Pilger, Bruderschaften, fahrende Schüler und obdachlose Kranke, anderseits ein Pfrundhaus für Familien, die kein eigenes Heim hatten. Das Spitalgebäude war in zwei voneinander geschiedene Hälften geteilt. Den Kranken gewährte die Anstalt Wohnung, Lagerstatt, Bettwäsche, Benützung des Herdes und Eßgeschirr. Für die Verköstigung mußten sie selber sorgen. Von ärztlicher Behandlung war in jener Zeit keine Spur vorhanden. Der erste Arztkonto datiert vom Jahre 1661. Die Kranken blieben nur so lange im Spital, bis sie transportfähig waren. Dann wurden sie in ihre Heimat oder in einen Spital der Nachbarschaft übergeführt. Diese höchst unbefriedigenden Zustände hatten ihre Ursache zum Teil in den konfessionellen Wirren, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von neuem ausgebrochen waren und hart an einem Bürgerkrieg vorbeigeführt hatten; zum größern Teil aber waren sie die Folge der Pestepidemien, die während des ganzen 16. und bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts das Land heimsuchten. Besonders schlimm hauste die Krankheit im Jahre 1526. In Mollis allein starben 300 Menschen. Bis 1565 war sozusagen kein Jahr von der Seuche verschont geblieben. Die Einwohnerzahl des ganzen Landes betrug kaum mehr als 6000 Seelen. Dann kam der „große Tod“ von 1611. Er hatte, wie sein Name besagt, eine bis jetzt noch nie erreichte Zahl von Opfern gefordert. In der Kilchhöri Glarus allein starben 900 Menschen an der Pest. Auf dem alten Friedhof trug ein Stein die Inschrift: „Ist das nicht ein große Klag — zehn Jungfrauen in ein Grab.“<sup>2)</sup> Der Toten nahm sich vielerorts niemand mehr an. In den Nachbarorten wurden Totengräber angeworben. Die Obrigkeit stand der Seuche rat- und machtlos gegenüber und erließ außer den Tanzverboten keine gesundheitspolizeilichen Verfügungen. Man nahm die Krankheit als unabwendbares Verhängnis einfach hin. Der „kleine Tod“ von 1629 war nicht weniger grausam als der „große“, raffte er doch in einem Jahre 1600 Landsleute weg, ungefähr den vierten Teil der ganzen Bevölkerung. In Glarus hatte Thomas Menzi

in vierzehn Tagen sieben Kinder, davon drei an einem Tage, begraben müssen. Dann wurde es allmählich stiller um die Pest. Gegen 1640 konnte die Epidemie als erloschen betrachtet werden. Die Volkskraft hatte schwer gelitten. Bittere Armut herrschte allerorts. Dazu kamen noch Mißernten. Auch traten neue Krankheiten auf, die Ruhr und der Typhus. Das Volk schaute aus nach Hilfe. Die Wurzelgräber und die Kräutersammler lagen emsig ihrer Arbeit ob. Auch Zaubermittel kamen zur Anwendung. Andere suchten Zuflucht bei den Heilquellen, die seit altersher in gutem Ruf standen. Stumpf erwähnt sie in seiner Chronik. Ganze Scharen Volks zogen in den August-Sonntagen nach dem Kaltbad hinter Matt im Krauchtal gelegen.<sup>3)</sup> Es soll gute Wirkungen in Hüft- und Lenden-Wehen, auch zur Stärkung schwacher Nerven gehabt haben. Weitherum berühmt war damals das Bad von Wichlen. In der Chronik von Stumpf findet sich eine Abbildung des Badhauses. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatten ferner die Bäder von Mollis einen großen Zulauf. Ueber den mineralischen Gehalt ihrer Quellen ist nichts bekannt. Diejenige vom Molliser-Riet ist durch Runsen verschüttet worden. Das gleiche Schicksal hatte auch das Bad Mattlau in Engi. In Rüti bekam eine Runsen den Namen von einem Bad, das durch sie verschüttet worden war. Es ist die noch heute bekannte Badrunsen. Daß es sich dabei nicht um eine einmalige Verschüttung gehandelt hat, geht daraus hervor, daß in den Ratsprotokollen von 1579<sup>4)</sup> von einer Gabe von 10 fl an das neu erbaute Badhaus Rüti die Rede ist. 1566 wurde vom Rate sogar dem verfallenen Bade Pfäfers eine Gabe zugewiesen. Warme Quellen fehlten im Lande Glarus und so haben zu allen Zeiten an Rheumatismus Leidende die Bäder von Pfäfers, Baden und Leuk aufgesucht. 1534 erhielt Heini Schilling eine Krone für eine Badekur in Pfäfers.<sup>5)</sup> Die glarnerischen Mineralquellen waren fast ausnahmslos Schwefelquellen. Deren bekannteste und am meisten besuchte war diejenige von Wichlen. Im Jahre 1584 kamen Jakob Salm und Jost Giger von Elm vor Rat und baten um eine Gabe, um auf Wichlen ein Badehaus zu errichten.<sup>6)</sup> Es kann sich nicht um das in der Stumpf'schen Chronik abgebildete Gebäude gehandelt haben, vielmehr um einen Neubau. Die Stumpf'sche Chronik ist nämlich 1547 erschienen. Das Badeleben in Wichlen wird darin folgendermaßen geschildert:<sup>7)</sup> Auff die-

sem Gebirg in einer Alpen samlet sich ein überkalt Wasser (als man achtet mer ein Schnee- dann ein Brunnenwasser) zusammen in ein gruoben, darinn badend und tauffend sich die leut für allerley gepräste des Leybs. Etlichen soll es die verfinsterten Augen wiederumb erleuchtet haben. Etlich alt leut habend das gehör verloren, sind dareyn gegangen und haben das wider erholet, deren etlich ich selber wohlkennet hab. Da mag man vor Kelte nit lang baden, man muoss sich drey mal darinn gar hin- under tunken, so hat man gnug. Etlicher meist ist nach diesem Bad besser, etlicher auch böser worden.“ — Hundert Jahre später schrieb der naturkundige Pfarrer Heinrich Pfändler von Schwanden einem Freunde folgendes:<sup>8)</sup> „Zu dem Nützlichen unserer Berge gehören auch unsere herrlichen Bäder, vor allem das Wichlen-Bad, ein solch berühmtes, heilsames und köstliches Bad, für namhafte Schäden probiret und nun ein und alle Jahre bewähret, daß es von fremden Leuten häufig, von den Einheimischen dieses Landes fleissig besucht und fruchtbarlich genossen wird. Es liegt aber dieß Wichlen-Bad an einem herrlichen Ort, auf einer berühmten Alp, an dem namhaften Pass in das Bündtnerland, bewohnt und versehen mit guter Speis und Trank. Dieses weltberühmten Bads mancherlei Flüssen nehmen ihren Ursprung fast unter gählingen Felsen, in Kanälen verborgenerweis begleitet bis in die unweit davon gelegene Wohnung. Gewiß ist es, daß dies Bad vermittelt Gottes Segen vor kurzen Jahren kurirt einen Mann, dem alle Doctores und Chirurgi das Leben abgesprochen. Offene Beine, Schäden an Schenkeln werden frisch geheilet, und denen man nicht mehr helfen kann an offenen Gliedern, werden in diesem Bade treffentlich geheilt.“



Der Verfasser der *Itinera Alpina*, Johann Jak. Scheuchzer, schreibt über die Quelle von Wichlen: alii sale — alii vitriolo — (vitriolum bedeutete damals einfach im Wasser lösliche Schwefelverbindung). Ein beliebtes Diskussionsthema unter den Aerzten war damals die Heilwirkung des Goldes. Johann Konrad Fäsi berichtet in seiner „Staats- und Erdbeschreibung der ganzen Helvetischen Eidgenossenschaft“, daß berühmte Gelehrte die Vermutung ausgesprochen hätten, das Wasser der Wichlenquelle führe Gold. Da kam mitten in diesen Streit eine Naturkatastrophe. Im Jahre 1762 wurde die Wichlenbadquelle

durch einen Runsengang verschüttet. 1764 wurde das Badhaus als nunmehr überflüssig abgetragen. 1819 schöpfte man noch das Schwefelwasser aus einigen Löchern, in welchen es sich zeigte. Es sollte nicht der Vergessenheit anheimfallen. Dr. Othmar Blumer aus Mollis ließ Versuche am Kantonsspital in Zürich anstellen.<sup>9)</sup> Die Berichte lauteten günstig. Bei der äußern Behandlung atonischer Geschwüre hatte man mit dem Mineralwasser von Wichlen gute Erfolge erzielt. Weitere Nachforschungen waren angezeigt. 1853 begann Dr. Krause, ein in Matt praktizierender ausländischer Arzt, Nachgrabungen auf dem Schutthügel, südlich der Hütten von Wichlenalp-Unterstafel. Aus unbekanntem Gründen wurden die Grabungen eingestellt, bevor der Erfolg sich zeigte. Auf Ansuchen der Gemeindebehörden von Elm unternahm im Jahre 1885 Professor Albert Heim von Zürich ausgedehnte Untersuchungen behufs Wiedergewinnung der Wichlenbadquelle. Die Stelle, an welcher die Quelle sich befunden hat, liegt nach Angabe verschiedener Autoren (Pfändler, Scheuchzer und Johann Heinrich Tschudi) oberhalb des untern Staffels der Wichlenalp am Fuße der nördlichen Abfallwand des Rüterseck, bei etwa 1380 m über Meer. Das Badehaus lag etwas weiter nordöstlich gegen die Talmulde hinaus. Es blieb 1762 verschont. Die Löcher, aus welchen vor 1853 Schwefelwasser geschöpft wurde, waren bei den Untersuchungen Prof. Heims von Schutt bedeckt. Derselbe mußte aus einer Steinschlagrinne herabgekommen sein. Professor Heim äußerte sich in seinem Gutachten folgendermaßen:

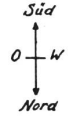
# Planskizze vom Gebiet der verschütteten Wichlenbadquelle

(Kopie der Skizze von A. Heim vom 6. XI. 1885)

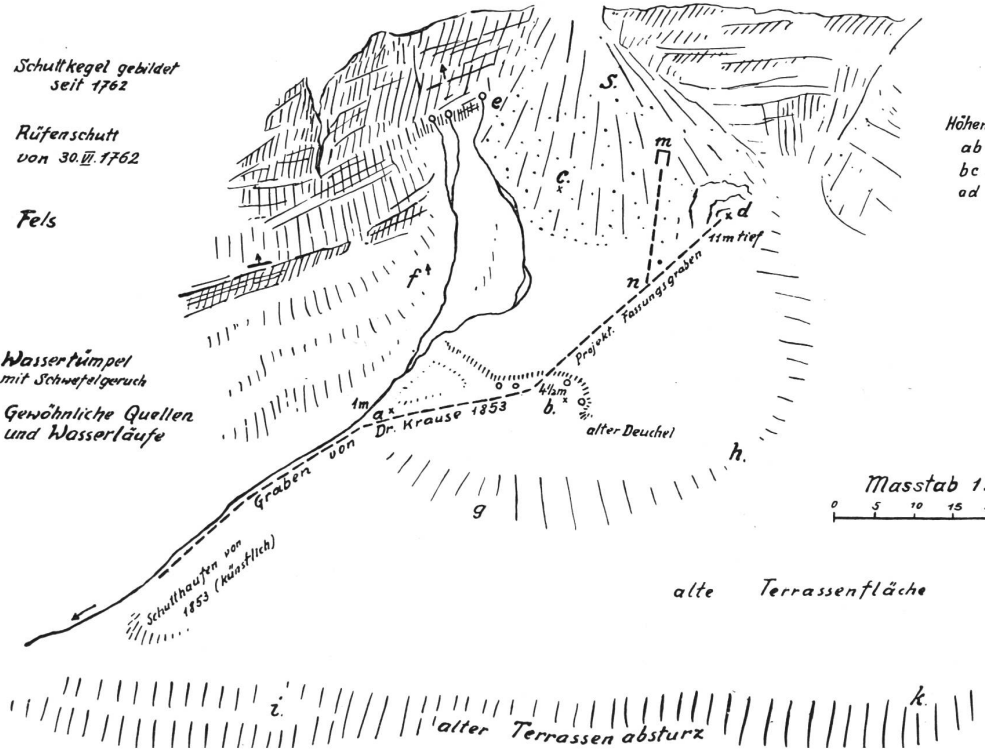
-  Schuttkegel gebildet seit 1762
-  Rutschschutt von 30. VII. 1762
-  Fels

-  Wasserpumpe mit Schwefelgeruch
-  Gewöhnliche Quellen und Wasserläufe

Höhendifferenzen:  
 ab = ca. 3 bis 4 m  
 bc = ca. 6 bis 8 m  
 ad = ca. 10 bis 11 m



Masstab 1:500  
 0 5 10 15 20 25 30 m



„An einigen Stellen im Hintergrunde der Krause'schen Grabungen sickert Wasser aus, welches ziemlich stark nach Schwefelwasserstoff riecht und schmeckt. Wir haben deshalb Proben dieses Wassers zur Untersuchung geschöpft. Prof. F. Treadwell vom Eidg. Polytechnikum hat dasselbe untersucht. Das Resultat geht dahin, daß dasselbe einem gewöhnlichen Quellwasser aus Kalk- und Tonschiefergebirge gleich kommt und besonders, daß alle für ein Mineralschwefelwasser bezeichnenden Bestandteile fehlen. Der Schwefelwasserstoffgeruch kommt deshalb offenbar nur von geringen Mengen von Schwefelwasserstoffgas her, die sich sofort verflüchtigen und sich im gefaßten Wasser nicht mehr nachweisen lassen. Es wäre durchaus irrtümlich, hieraus den Schluß ziehen zu wollen, daß die Wichlenbadquelle, die wir suchen, überhaupt keine echte Mineralheilquelle sei. Vielmehr geht daraus hervor, daß das in den paar Tümpeln im obern Teil des Krause'schen Grabens dermalen sich sammelnde Wasser gewöhnliches Wasser ist, wie es an mehreren Stellen reichlich als Quelle erscheint, daß ferner die gesuchte Schwefelquelle, wenn sie vorhanden ist, tiefer liegen muß, und daß nur etwas Schwefelwasserstoff aus derselben entweicht, durch den Boden hinauf steigt und sich dem gewöhnlichen Wasser derart beimischt, daß dasselbe einen schwefligen Geschmack erhält. Die Nachrichten über das Wichlenbadwasser aus der Zeit vor 1762 sind doch derart, daß man auf ein wirkliches Mineralschwefelwasser schließen muß, das eine weit stärkere und eine andere Mineralisation aufweist, als die von uns gefaßten Proben im Krause'schen Graben.“

Was die Auffindung der Quelle betrifft, so sind nach Heim folgende Gesichtspunkte maßgebend:

1. alles nicht mineralisches, gewöhnliches Wasser muß ferngehalten werden.
2. die Fassung muß vor jeder Störung durch äußere Vorgänge vollständig gesichert bleiben.

Heim schließt sein Gutachten mit der Bemerkung, daß das Risiko des Unternehmens im Verhältnis zur Wahrscheinlichkeit des Erfolgs recht klein zu sein scheint und daß es fast wie eine Pflicht erscheint, den Versuch gründlich an die Hand zu nehmen. Die Erwartung Heim's blieb leider unerfüllt.



Wie schon erwähnt, ist im Jahre 1819 die chemische Analyse von Kantonsapotheker J. Irminger in Zürich gemacht worden. Sie weicht ganz bedeutend von derjenigen Treadwell's ab. Irminger fand genügend mineralische Bestandteile, wodurch auch die günstigen Wirkungen des Wassers am Zürcher Kantonsspital erklärt sind. Die Löcher, denen dasselbe entnommen war, waren bei den Untersuchungen Prof. Heim's mit Schutt bedeckt.

Verschüttungen von Mineralquellen sind nicht allzu seltene Ereignisse. In den meisten Fällen sind sie vollständig unabhängig voneinander. Die Entstehung der Mineralquellen dagegen läßt einen erdgeschichtlich bedingten Zusammenhang erkennen. Die Alpenfaltung, die den Malm mit dem autochthonen Flysch in Kontakt brachte, hat nicht nur die Wichlenbadquelle geschaffen, sondern auch diejenige von Luchsingen und die Stachelbergquelle. Die letztere hat lange Zeit ein bescheidenes Dasein gefristet. Der Chronist J. H. Tschudi berichtet von ihr folgendes: „An einem jähem, fast unwegsamem Ort ob Linthal findet man ein kleines Wässerlein, worin, so ein silberner Löffel gelegt wird, wird derselbe, wie selbst gesehen, fast eher, als man ein Vaterunser sprechen möchte, so gelb, als wenn er von dem Goldschmied vergoldet wäre.“ Scheuchzer, der Zeitgenosse Tschudi's, bemerkt: „Es wird zwar dies Wasser an seinem ungelegenen Ort mit Mühe etwas aufgefasst und gebraucht, ist aber nicht so bekannt, als es verdiente.“ Aus dem Jahre 1819 berichtet Dr. Johannes Marti, daß das Wasser in ein hölzernes, am Fuße des Berges stehendes Gebäude vermittelt einer Teuchelleitung geführt wird. Die Badanstalt sei ärmlich gewesen und die Leitung oft schadhafte. Das Wasser mußte dann hinabgetragen werden. Dr. Marti war durch Pfarrer Zweifel von Linthal auf die Quelle aufmerksam gemacht worden. Auf seine Veranlassung wurde in den Rand des Felsenbeckens, in dessen hinterstem Teile die Quelle entspringt, eine Rinne gehauen und an dieselbe eine hölzerne Röhre angeschlossen, durch welche das Wasser in das schon erwähnte Badehaus geleitet wurde. Im Jahre 1819 erfolgte die erste chemische Analyse durch Prof. Kielmeier aus Tübingen. Er fand folgendes: Der stechende Geruch ist stärker als bei andern Schwefelwassern, das spezifische Gewicht 1,0008. Hervorzuheben ist der Mangel an fixen Bestandteilen, besonders an Erden. Das

Wasser ist spiegelhell, wie durchsichtiges grünes Glas, wenn es sorgfältig gefaßt und wohlverwahrt wird. Sobald es mit andern Wassern gemischt wird, bekommt es ein trübes Aussehen. — Wie primitiv damals die Einrichtungen des schon rundherum in der Schweiz bekannten Kurortes waren, geht daraus hervor, daß das Wasser vom Badhaus nach der Trinkhalle, die auf der andern Seite der Linth, im Stalle des Wirtshauses zum Secken, sich befand, getragen werden mußte. Das Bad zu Luchsingen, dessen Geschichte vom Präsidenten der Glarnerischen Naturschutzkommission,<sup>10)</sup> F. Knobel, eingehend bearbeitet worden ist, wird 1570 zum ersten Mal erwähnt.<sup>11)</sup> Damals hatte Hans Riche-  
mann vom Rat eine Gabe von 3 Kronen erhalten für den Bau des Bades Luchsingen. 1589<sup>12)</sup> wurde ein Schuldbrief auf dasselbe errichtet. Der genaue Standort des Bades erhellt aus der Urkunde vom 15. Mai 1596.<sup>13)</sup>

Vom Badwirt war Einsprache erhoben worden gegen die Gewährung des Weidganges „von der Bruck uf am Geißweg zur Enke am Bach, darin Genossami je und allewegen mit ihrem Vech durchfahren und ihren Weidgang gehabt. Nachdem öffentlich Gericht gehalten worden, ist auf den Eidt zu Recht erkennt: Erstlichen steht der Genossami zu Luchsigen Grund und Boden von der Bruck bis oben am Geißweg und Enke des Baches allerdings zu, dergestalt, daß sie solche Weidt um das Bad Luchsigen Lanzig und Herbst mit ihrem Vech mögen etzen, nutzen und bruchen, nachdem das Badt wiederum geschlossen und niemand mehr da wohnhaft wäre.

Was das Badeleben in Luchsingen betrifft, so ist zu erwähnen, daß noch im Jahre 1580 die Gäste sich selber verköstigen mußten. Die unter Trankverbot stehenden Gäste durften hier Wein trinken, als der Kur zuträglich.

Johann Hegetschweiler, Doctor der Medizin, hat auf seinen Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden in den Jahren 1819, 1820 und 1822 auch die Schwefelquelle in Luchsingen besucht und im Becken, in das sich das Quellwasser ergießt, Nachgrabungen gemacht. Er fand eine grünliche Erde, stark nach Schießpulver riechend. An den felsigen Wänden des Beckens fand er Ausschwitzungen von Bittersalz,

prächtige Stufen von Gipskristallen und gediegenem Schwefel. Den Anteil an hepatischer Luft (Schwefelwasserstoff) fand er bei weitem nicht so stark wie beim Stachelbergerwasser. Die Quelle dagegen fand er viel reichlicher. Wie im Stachelberg wurde auch in Luchsingen das Wasser zur Trink- und Badekur benutzt. Nach Dr. J. Marti eigneten sich beide Quellen zur Heilung von Hautkrankheiten. Diejenige von Stachelberg eignete sich noch ganz besonders zur Behandlung von Katarrhen der Luftwege und des Nasenrachenraumes (Inhalation). In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts ist das Stachelbergerwasser von Prof. Simmler in Zürich untersucht worden. Im Gegensatz zu Prof. Kilmeyer fand er ein spezifisches Gewicht von 1,00039. Auf 10 000 Teile Schwefelwasser ergaben sich als Summe aller festen Bestandteile 7,140 Teile. Die am meisten vertretenen festen Bestandteile waren: schwefelsaures Natrium, doppeltkohlensaure Magnesia, Calcium- und Natriumsulfhydrat und unterschwefligsaures Natron. In 10 000 Teilen Schwefelwasser fanden sich 0,022 Teile freier Schwefelwasserstoff.

Außer den bereits genannten Bädern hatte das im Jahre 1546 eröffnete Bad Niederurnen eine mehr als nur lokale Bedeutung erlangt. Der Chronist Trümpi schreibt: „Diese Quelle hat crystallauteres Wasser, entspringt am Fuße eines roten Nagelfluhgebirges, welches eisenhaltig sein möchte. Es gehört dieses Bad zu den Alaunbädern, denn es wird durch Sieden weiß.“ Als die Oberländerbäder infolge der Bündnerwirren gesperrt waren, hatte Niederurnen einen starken Zulauf von Zürich.

Der Glaube an die Heilkraft gewisser Quellen geht auf altheidnische Vorstellungen zurück. In keltischen Landen hüteten Druiden das Heiligtum der Quellen. Brunnengeister lebten auch bei uns in der Phantasie des Volkes. Die nicht zu leugnenden guten Wirkungen der Heilquellen beschäftigten die Heilkundigen, die Empiriker wie die wissenschaftlich gebildeten Aerzte. Die letzteren beschränkten sich bis weit in das 17. Jahrhundert hinein auf die innere Medizin. Sie standen meist im Dienste des Staates und lieferten aus ihrer Mitte die Universitätslehrer. Die Empiriker, fast ausnahmslos Schärer und Bader ursprünglichen Berufes, ließen sich von bewährten Meistern ihres Faches in den verschiedenen chirurgischen Hilfeleistungen unterrichten.

Doch waren dies keineswegs nur die Verrichtungen der niedern Chirurgie, des Zahnziehens und des Aderlasses, sondern auch schwierige Operationen, wie die Kunst, den Stein zu schneiden und die Radikalkur der Hernien. Akademische Würden konnten sie nicht erlangen. Sie wurden gleich dem selbständig arbeitenden Handwerker Meister genannt. Die Berechtigung zur Führung dieses Titels war von einer Prüfung abhängig. Dieselbe bildete den Abschluß der Lehrlings- und Gesellenzeit. Im 17. Jahrhundert wurde es allmählich Uebung, sich während der Gesellenzeit anatomische Kenntnisse zu erwerben. In Straßburg und Paris konnten sie Vorträge über Wundarzneikunst anhören. Besser ausgebildete Wundärzte wurden an Spitälern als Opérateurs angestellt, unter Aufsicht von studierten Doktoren der Medizin. In Zürich gründete Dr. von Muralt im Jahre 1687 ein Collegium anatomicum, zu welchem auch Schärer zugelassen wurden. In den Städten blieben die Schärer in der Regel fest angesiedelt und konnten auch in den Dienst des Staates treten. Andere folgten den Heeren als Feldschärer. Wieder andere zogen auf eigene Rechnung als Opérateurs von Land zu Land, um gelegentlich ihre Kunst auch auf den Jahrmärkten an den Mann zu bringen. Frühzeitig vereinigten sich diese Chirurgen zu Innungen und Zünften. In Zürich finden wir zu Ende des 15. Jahrhunderts die Schärer und Bader zu einer besondern Gesellschaft vereinigt, nachdem sie seit 1336 der Zunft der Schmiede angehört hatten. Im Jahre 1534 kauften sie das Haus zum schwarzen Garten und nannten sich von jetzt an die Gesellschaft zum schwarzen Garten. Die Funktionen der Schärer und Bader waren durch die Statuten vorgeschrieben. Aderlassen durften nur die Schärer, schröpfen nur die Bader. Die übrigen chirurgischen Hilfeleistungen waren freigegeben.

Anders lagen die Verhältnisse im Lande Glarus. Innungen und Zünfte gab es nur in Städten. In Fällen von Armut, in denen die Kranken nicht selber bezahlen konnten, entschädigte der Rat die Schärer. Als 1561<sup>14)</sup> in Elm bei Arbeiten an der Kirche Hans Rhyner's Sohn ein Bein abgeschlagen wurde, kam der Schärer Adam Burdelt wegen Rechnung vor Rat. Im Jahr 1594<sup>15)</sup> hatte der Meister Schärer arme Leute gearznet und begehrte vom Rat Lohn. Er bekam 4 fl, weil er seine Kunst zwei andern Per-

sonen mitgeteilt. Am 22. September 1603<sup>16)</sup> klagten die Meister Jost Bühler und Fridolin Schärer wegen des armen Völkleins auf der Burg zu Glarus. Die Leute seien krank und sie hätten große Kosten mit ihnen. Der Rat erkannte, daß die Geistlichen in der Kirche das arme Volk für christliche Almosen empfehlen sollen. Meister Jost Bühler<sup>17)</sup> hat einige arme Leute im Spital gearznet. Landseckelmeister Küng weigert sich, ihn zu bezahlen. Der Rat beschließt, Küng müsse ihn bezahlen. Im Jahre 1691 wurde ein Spitalschärer angestellt. Er erhielt eine Besoldung von fl 50, nebst einem Dukaten Trinkgeld. Im Volke wurden ab und zu Klagen gegen die Schärer erhoben. Am 29. August 1562<sup>18)</sup> wurde der Schärer in Näfels, Meister Heinrich Suri, von Heinrich Gallati belangt, weil er ihm einen Arm vernachlässigt habe. Am 1. Dezember 1612 beschloß der Rat, die Schärer sind vor das nächste Neunergericht zu beschicken, wegen Ueberforderung des Arztlohnes.<sup>19)</sup>

1602<sup>20)</sup> hatte der Rat beschlossen: Weil die Schärer in unserem Lande sich gar grob und ungebührlich halten, soll der Landammann alle Schärer beschicken und ihnen ernstlich zu reden, daß sie sich mit ihrem Lohn gebüherlich halten. Denn wenn sie vor die Herren, die Neun, kommen müßten, würden sie dort nicht viel Gutes finden. Die Fortschritte der Chirurgie im 18. Jahrhundert und die bessere Ausbildung der Schärer wirkten sich auch im Lande Glarus aus. Am 2. November 1767<sup>21)</sup> erhält Operator Johannes Süß aus Entlebuch ein Zeugnis vom Rate, daß er zwei Kinder auf Kerenzen an Leistenbrüchen glücklich durch einen Schnitt geheilt hat. Am 10. September 1773<sup>22)</sup> hat Jakob Ziffer, gewesener Feldschärer aus der Grafschaft Sargans, dem 60 Jahre alten Anton Schuler in Matt ein Gewächs ob dem linken Auge, so groß wie ein Apfel, glücklich herausgeschnitten. Im gemeinen Ratsprotokoll vom 17. Juni 1703<sup>23)</sup> ist die Rede von einem unter dem Landessiegel ausgefertigten Attest für den Operator, Stein- und Bruchschneider Franz Christian Bänker, gebürtig aus der freien Reichsstadt Hildesheim, wegen glücklich verrichteter Kuren.

Einige Jahre früher,<sup>24)</sup> am 9. September 1697, hatten die beiden Operatoren von Eichenberg und Braun vom Rate ebenfalls ein Zeugnis erhalten. Sie hatten das Söhnlein des Heinrich

Trümpi in Glarus glücklich an einer Hasenscharte operiert. Am 20. Juni 1758<sup>25)</sup> kamen Georg Adam Vogel von Konstanz und Franz Ludwig Traber aus St. Ludwig bei Basel beim Rat um die Erlaubnis ein, als Opérateurs und Oculisten ihre Kunst und Wissenschaft eine Zeit lang auf öffentlichem Theater ausüben zu dürfen. Das Theater ist ihnen untersagt worden, dagegen wurde ihnen gestattet, sich vier Wochen lang in einem ehrlichen Wirtshause aufzuhalten und ihre Kunst an den Tag zu geben.

Eines der wesentlichsten medizinischen Problemen des Mittelalters war das Lepraproblem. Im Sinne alttestamentlicher Vorstellungen waren die Aussätzigen unrein. Sie wurden aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen und hatten ihre Heimstätten zu Stadt und zu Land zu verlassen. Zunächst waren es Klöster, die sich dieser Unglücklichen annahmen. Das erste Aussätzigenheim nördlich der Alpen entstand in St. Gallen im Jahre 734. Abt Othmar sammelte die Aussätzigen der Gegend in seinem Leprosorium und pflegte sie selber. In Kreuzlingen befand sich ein Siechenhaus des Bischofs von Konstanz. Ihm stund das ganze Mittelalter hindurch das alleinige Recht der Aussatzschau zu. Zürich errichtete erst im Jahre 1495 eine eigene Schau, welche auch Glarus benutzte. Der Rat sandte die der Malizi (Aussatz) verdächtigen Personen zur Untersuchung nach Zürich. Wurden sie vom dortigen Arzte gesund befunden, so mußte der Anzeiger zwei Drittel der Kosten tragen. Im Falle wirklicher Erkrankung wurden die Aussätzigen in Zürich zurückgehalten oder ins Siechenhaus Weesen geschickt. Das alte Land Glarus besaß kein solches. Ueber jeden Untersuchten stellte die Aussatzschau ein Zeugnis aus für die Behörde, welche die Untersuchung verlangt hatte. Das Ergebnis wurde in den Gemeinden öffentlich von den Kanzeln verkündet. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war in der Schweiz und auch in den Nachbarstaaten ein Zurückgehen der Zahl der an Lepra Erkrankten zu konstatieren. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts konnte die Seuche als erloschen betrachtet werden. Mehrere Jahrzehnte hindurch blieb das Land Glarus von Epidemien verschont. Wie schon erwähnt, hatte auch die Pest keine Opfer mehr gefordert. Was immer noch schwer auf dem Glarnervolke lastete, war die Kindersterblichkeit, die rund ein Drittel des Nachwuchses im zarten Alter

knickte. Auch die Kriege streckten einen Teil der stärksten Jungmannschaft nieder. In früheren Jahrhunderten gab es keine wirklichen Volkszählungen. Dagegen erhalten wir interessante Aufschlüsse aus den Verzeichnissen, welche zum Behufe der Verteilung auswärtiger Pensionen und der Auflagen, welche u. a. die Landvögte zu bezahlen hatten, aufgenommen wurden. Aus denselben ergibt sich, daß trotz furchtbarer Epidemien die Bevölkerung ihre Verluste allmählich wieder einholte. Im 18. Jahrhundert zeigte sich ein regelmäßiges Anwachsen. Evangelische Landleute, über 16 Jahre alt, lebten:

im Jahre 1700: 2731 Mann,  
im Jahre 1797: 5783 Mann.

Die Ruhr, die in dieser ganzen Zeitspanne nie erloschen war, hatte bei weitem nicht die Mortalität der früheren Seuchen. Sie herrschte 1713 in Schwanden, 1721<sup>26)</sup> in Netstal. 1794 starben in Elm 20 Personen an dieser Krankheit. Heftiger trat sie 1810 in Bilten auf. Der dortige Pfarrer, Andreas Tschudi, berichtete an Landammann Niklaus Heer, daß die Lage bedenklich sei, die Krankheit greife rasch um sich, nur wenige Häuser seien verschont. Vom 1. September bis 20. September zählte er 6, vom 23. September bis 30. September 14 Leichen. Dr. Johann Jakob Blumer von Mollis, der dem Arzt von Bilten, Dr. Kundert, zu Hilfe geeilt war, berichtet, daß emetica und sales gute Dienste geleistet hätten, daß er aber ohnmächtig gegen ein anderes Uebel gewesen sei. Das waren die vielen Wunderdoktoren, die von weither herbeigeeilt seien und das Volk betrogen hätten. Es war dies keine neue Erscheinung. Im Ratsprotokoll vom 6. Februar 1710<sup>27)</sup> findet sich folgende Stelle: Ein verdächtiges Doctor-Gesinde im Kleintal ist zu arretiren und nach Glarus zu bringen, wo es von Landsfährndrich Heer und Landvogt Jakob Gallati examinirt werden soll. Auch die Landesverweisung kam hie und da in Anwendung. Ein amtlicher Befehl vom 16. Juni 1702<sup>28)</sup> lautete dahin, daß der „versoffene, bucklige“ Doctor aus dem Zürichbiet und die herumschweifende Doctorin in grünen Aermeln wegen Klagen aus dem Lande zu weisen seien.

Auf der andern Seite geschahen von Seiten der Behörden schwer verständliche Zugeständnisse an Volksmedizin und Aber-

glauben. Im Jahre 1812 wurde bei der Hinrichtung eines jungen Mörders, Fridolin Oswald von Bilten, das ausströmende Blut vom Scharfrichter aufgefangen und einem fallsüchtigen Jüngling eingeschüttet, worauf er mit dem Meister zum Behufe der Kur in schnellster Hast auf und davon sprang.<sup>29)</sup>

Zu den Krankheiten, welche früher öfters mit andern verwechselt wurden, gehörten auch die P o c k e n. Die Bezeichnungen small-pox und petite vérole weisen darauf hin. So ist es zu erklären, daß im Lande Glarus relativ spät von Pocken die Rede ist. Zum ersten Mal vernehmen wir etwas von ihnen im Jahre 1777. Damals starben an den Pocken in der Gemeinde Betschwanden in der Zeit vom 10. Januar bis 29. April 22 Kinder, in Linthal während derselben Zeit 35. Diese Zahlen genügten, um dem damals in Glarus niedergelassenen Arzt Dr. Johannes Marti die eingetretene Notlage klar zu machen. Er ließ den heimgesuchten Gemeinden seine Hilfe angedeihen. Von einer kausalen Behandlung der Pocken war damals eben so wenig die Rede wie heute. Es gab auch keine Möglichkeiten der Absonderung. Eine Erfahrung, welche Marti gewiß nicht entgangen war und an deren Nutzbarmachung er auch schon gedacht hatte, war der Schutz, den ein einmaliges Ueberstehen der Krankheit gegen eine neue Ansteckung gewährte. Von da bis zur prophylaktischen Impfung war nur ein kleiner Schritt. Uebrigens ist dieselbe in Indien und China schon vor alten Zeiten geübt worden. Sie konnte aber nicht eine sehr große Bedeutung gewinnen, da die Impfpocken in nicht seltenen Fällen selbst tödlich verliefen und ihrerseits wieder zu einer weiteren Verbreitung der Krankheit auf dem Wege der Ansteckung Anlaß gaben. Da erschien im Jahre 1798 eine Schrift von dem englischen Wundarzt Edward Jenner, in welcher derselbe zum ersten Male der medizinischen Welt eine Tatsache mitteilte, welche den Landleuten seines Heimatortes schon bekannt, von Jenner zuerst wissenschaftlich festgestellt und in ihrer ungemeinen Wichtigkeit erkannt worden war. An den Zitzen und dem Euter der Kühe war schon oft eine pockenähnliche Erkrankung beobachtet worden, welche anscheinend ein örtliches Leiden darstellte und auf die Haut des Menschen leicht übergeimpft werden konnte. Dabei entwickelten sich an den Impfstellen Pusteln, welche fast ausnahmslos, ohne erhebliche Störung



des übrigen Körpers, wieder abheilten. Die so geimpften Personen zeigten nun dieselbe Immunität gegen eine Pockenerkrankung wie Leute, welche dieselbe selbst durchgemacht hatten. Marti, von dieser Entdeckung hocheifrig, machte sich mit Feuereifer an die Arbeit. In den Jahren 1798—1810 impfte er in sämtlichen Gemeinden des Kantons über 3000 Kinder, die alle heil geblieben sind. Ihm gebührt das Verdienst, die Pockenimpfung in der Schweiz eingeführt zu haben. Als eifriges Mitglied der von Johann Heinrich Rahn in Zürich gegründeten Helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte trug er zur Verbreitung der Pockenimpfung ein Wesentliches bei. Marti war 1745 in Glarus geboren. Sein Vater Kaspar Marti wird als einer der berühmtesten Mediziner seiner Zeit bezeichnet. Seine 1746 erschienene Dissertation: *De loco praeter naturali orificii ductus salivalis stenoriani sanato* machte in der damaligen Zeit Epoche. Die plastische Chirurgie steckte damals noch in den Kinderschuhen.

1763 besuchte Marti die Universität Basel, hörte Physik bei Daniel Bernoulli, zwei Jahre später siedelte er nach Straßburg über. Die Würde eines *Doctor medicinae* erhielt er 1766 in Basel. Das Thema seiner Dissertation war: *De siti*. Gemeint war sowohl die physiologische Sitis als auch die Sitis als Krankheitssymptom. Marti ließ sich als Arzt in seiner Heimatgemeinde Glarus nieder. Er hatte auch das Verdienst, die Stachelbergquelle aus der Vergessenheit hervorgezogen zu haben. Durch seine Schrift: *Etwas gemeinnütziges, physisch, medizinisch und ökonomischen Inhalts für meine Mitbürger, Glarus 1813*, machte er die Quelle in weiten Kreisen bekannt. Der große Aufschwung des Stachelbergbades im 19. Jahrhundert, seine Umwandlung zum Kurort im Jahre 1830 und seine hervorragende Stellung unter den schweizerischen Schwefelbädern sind nicht zuletzt auf die Tätigkeit Marti's zurückzuführen.

Ein Zeitgenosse Marti's war Conrad Schindler, von Mollis, ein vielseitig gebildeter Arzt. Seine Dissertation: *Selectarum observationum anatomico-physiologicarum atque botanicarum specimen* ist 1755 in Basel erschienen. Im Gegensatz zu Marti hat sich Schindler auch öffentlich betätigt. Er war Chorrichter, Eherichter und Ratssubstitut. Ein echt glarnerisches

Thema verdanken wir noch seiner Feder. Es war eine Abhandlung über den Schabzieger, erschienen im selben Jahre 1755: *De caseo glaronensium, rasili, viridi*. Die Herstellung des Schabziegers war zum ersten Mal von Konrad Geßner in seinem 1541 herausgegebenen Büchlein unter der Ueberschrift: „*De lacte et operibus lactariis*“ beschrieben worden.<sup>30)</sup> Schindler beschäftigt sich in seiner Dissertation mit dem Schabzieger als Nahrungs- und Heilmittel. Es ist charakteristisch für den Aerztestand im alten Lande Glarus, daß er von Anfang an in gewissen Familien heimisch war. Der ärztliche Beruf ging gewöhnlich vom Vater auf den Sohn über, so daß es zur Bildung von eigentlichen Aerzte-Dynastien kam. So finden wir in der kurzen Zeitspanne von 1686 bis 1754 in der Familie der Zwicki vier Aerzte. Der erste unter ihnen war <sup>31)</sup> Theodor Zwicki, der einzige unter den Glarner Aerzten, der eine „*Historia medica*“ verfaßt hat. Sein Dissertationsthema mutet fast neuzeitlich an: *Somni naturalis et praeternaturalis naturam causasque enucleans*. In der Einleitung bemerkt der Verfasser, daß das Wesen des natürlichen und die Ursachen des unnatürlichen Schlafes nur dann erfaßt werden können, wenn über die Erzeugung (*generatio*) des *spiritus animalis* vollständige Klarheit herrsche. Was von vorneherein feststeht, ist die Auffassung der Seele als Kraft, mit Hilfe derer die körperlichen Vorgänge sich abspielen. Es sind die Bildung des Chylus aus der Nahrung, dessen Umwandlung in Lymphe, der Uebergang der letztern durch den *Ductus thoracicus* in die Blutbahn, die Zusammenziehung und die Ausdehnung des Herzens, der Kreislauf, der Uebergang der Luft, der *substantia aerea*, in das Blut vermittelt der Lungen. Damit ist das dritte Cartesische Element in den Organismus eingetreten, dazu bestimmt, die Erzeugung der leiblichen Componente des *Spiritus animalis* und deren Ausscheidung im Gehirn anzuregen. Nach der damaligen Auffassung war das Gehirn eine Verbindung von unzähligen feinsten Drüsenorganen, das *Secret* derselben eine Flüssigkeit, zusammengesetzt aus unsichtbaren *corpuscula subtiliora quam subtilissimae humorum particulae*. Dieses *Secret* entströmt den Poren des Gehirns und wird in feinsten Kanälchen, *fibrae ductus*, über den ganzen Körper verteilt, in letzter Linie durch die Nerven, in welche die *fibrae ductus* einmünden. In den genannten *Corpus-*

cula sind Leib und Seele, Stoff und Kraft zu untrennbarer Einheit verbunden. Ein Zentralorgan gab es nicht. Das Gehirn war die wichtigste der Drüsen, abhängig von der normalen Zusammensetzung der Humores: des Blutes, der Lymphe und des Chylus. Seine Funktion bestand in der Erzeugung und Ausscheidung des Spiritus animalis. Dieselbe geschah schubweise, manipulativ. Auf einen Höhepunkt folgte wieder ein Tiefpunkt, und zwar in regelmäßigem Wechsel. Es bestand nach Zwicki eine vicissitudo laudabilis. Die Höhepunkte fielen zusammen mit dem Wachsein, die Tiefpunkte mit dem natürlichen Schlaf, dem Somnus naturalis. Dessen Zusammenhang mit der generatio Spiritus animalis liegt so klar zu Tage. Der natürliche Schlaf beginnt, wenn die genannte generatio sich einem Tiefpunkte nähert. Zwicki gebraucht den Ausdruck Spiritus bald in der Einzahl, bald in der Mehrzahl. Beim Einschlafen gibt es Abstufungen, die Seelen trennen sich, die Sinnesorgane und die Muskeln stellen ihre Tätigkeit vollständig ein. Zwicki nennt sie Spiritus cessantes; die innern Organe dagegen, vor allem die Kreislauforgane, behalten das Niveau des wachen Zustandes.

Der unnatürliche Schlaf, Somnus praeter-naturalis, zeigt entgegengesetzte Verhältnisse. Die Erzeugung des Spiritus animalis sowie dessen Ausbreitung durch die Nerven, influxus spiritus, ist durchaus unregelmäßig. Der unnatürliche Schlaf erfolgt anfallsweise im Anschluß an eine innere oder äußere Ursache (Dyscrasie, Compressio cerebri, Obstructio vasorum cerebri, Schädelbruch). Er ist ungleich tiefer als der natürliche. Die appellatio nomine und die succussio corporis sind meistens ohne Erfolg, ausgenommen beim lethargus, dem leichtesten Grad. Derselbe geht ohne scharfe Grenze über in den carus oder sopor, um schließlich im Coma, der vollständigen Bewußtlosigkeit, zu enden. Der Ausgang des Somnus praeter-naturalis, hängt von der Ursache ab, der causa antecedens. Dieselbe ist höchst mannigfaltiger Natur. Es kann sich um einen bloß gesteigerten Verbrauch von Energie handeln infolge von körperlicher Ueberanstrengung oder Excessen aller Art. Durch körperliche und geistige Ruhe ist das Uebel zu heben. Oder das Gehirn ist durch eine starke periphere Blutung geschwächt. Hier kommen Roborantia in Frage, neben Ruhe und Diät. Im weitern kann der unnatürliche Schlaf durch Dys-

crasie (Verderbnis der Säfte) bedingt sein. Hier sind Alterantia am Platze. Am wenigsten Aussicht auf Heilung bieten die Fälle von Hirnverletzungen und Hirnkrankheiten. Zu allen Zeiten ist hier der Aderlaß versucht worden, die *venae sectio*. Als Vorbeugemaßnahme hat sie sich bis in die Neuzeit erhalten

Die Teilnahme verschiedener Autoren an ein und demselben Werke war schon damals üblich. So veröffentlichten im Jahre 1754 Johann Heinrich Zwicki und E. Berdot, *medicinae ac chirurgiae artium cultor*, eine Arbeit über die Anaemie.

Konrad von Ammenhausen,<sup>32)</sup> ein Klerikerarzt, schrieb im beginnenden 14. Jahrhundert, daß ein Arzt auch theologische Kenntnisse haben müsse. Dieser Fall ist im Lande Glarus Tatsache geworden. Kaspar Zwicki von Mollis, geboren 1684, hatte in Basel Medizin studiert, mit einer Dissertation „*De Phrenitide*“ (Fieberwahnsinn). 1706 den Doktorhut erworben. Er studierte von 1706—1708 noch Theologie, wurde Pfarrer in Nettlestal und hat neben seinem Pfarramt eine ärztliche Praxis ausgeübt.

Welch gewaltiges Ausmaß die amtliche Tätigkeit der damaligen Glarnerärzte erreichte, zeigt das Lebensbild von<sup>33)</sup> Doctor Othmar Zwicki. Er hatte ebenfalls in Basel studiert und mit einer Dissertation „*De febris intermittenibus*“ abgeschlossen. Er ließ sich 1728 in Basel als Arzt nieder. 1733 kam er nach Mollis zurück, wurde Neuner-Richter, Landrat, Landammann 1746—1749, Landvogt zu Werdenberg 1748—1751. Er starb 49jährig an der Ruhr im Jahre 1755.

Zu den hervorragenden Glarner Aerzten des 18. Jahrhunderts gehörte auch Johann Christoph Tschudi von Schwanden. Er war der erste Arzt, der sich mit Ohrenheilkunde befaßte. Seine Dissertation war 1715 in Basel erschienen, ein zweiteiliges umfangreiches Werk. Der erste Teil behandelt die Anatomie des Ohres und hat die Ueberschrift: *Otoiatreia sive aurium medicina. Cujus partem priorem, quae auris anatomiam exponit*. Der zweite Teil nennt sich: *Otoiatreia sive aurium medicinae pars altera morborum auris theoriam et praxim continens*.

Ein medizinisches Sammelwerk, wie es für die damalige Zeit selten war, erschien im Jahre 1732 in Basel. Es

hatte zu Verfassern Caspar Hauser von Näfels, 1738 Landvogt im Gaster, 1744—1746 Landammann; dann folgten F. Zwinger, Doctor der Philosophie und Medicin; Cl. Passavant, medicinae Doctor, Joh. Heinrich Raspinger, med. cand., Johann Caspar Escher, med. cand. und Heinrich Hegner, med. cand. Sie behandelten folgendes Thema: „De Aere intra oeconomiam corporis humani“, allerdings mehr vom theoretischen Standpunkte aus als vom praktisch-medizinischen.

Die ersten Doctoren der Medicin im Lande Glarus waren Jost Pfändler (1548 bis 1619) und sein Sohn Heinrich. Jost Pfändler hatte an der Universität von Paris studiert. Bei dem großen Zudrang zu dieser Bildungsstätte mußte die Zahl der Ausländer auf ein Minimum beschränkt werden. Der Stand Glarus war begünstigt, indem ihm als einzigem eidgenössischen Stand zwei Freiplätze reserviert waren. Später wurde auch die Dauer der Studienzeit begrenzt. Ein Ratsbeschluß vom 7. Mai 1617<sup>34)</sup> lautet folgendermaßen: Es soll in Zukunft den Platz in Paris keiner länger als zwei Jahre inne haben. Wenn die zwei Jahre des Sohnes von Herrn Statthalter Gallati zu Ende sind, bekommt diesen Platz der Sohn von Herrn Landvogt Heinrich Trümpi.

Jost Pfändler ließ sich in Schwanden als Arzt nieder. Ueber seine ärztliche Tätigkeit ist wenig in die öffentlichen Akten gelangt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß mit Rücksicht auf die Bedeutung Pfändler's als Mediziner mit der Zeit wertvolles Material zu Tage gefördert wird. Schon früh nahm Pfändler am öffentlichen Leben regen Anteil. 1596 unterzeichnete er als Statthalter den Schiedsspruch in Sachen Weidgang beim Bade Luchsingen. 1598 wurde er Landammann. In eidgenössischen Angelegenheiten war er dank seiner umfassenden Bildung und seiner unabhängigen Stellung eine gesuchte Persönlichkeit. Er amtete als Schiedsrichter in dem langjährigen Streite zwischen dem Fürstbischof von Basel und der Stadt Biel. Auf ihn folgte sein Sohn Heinrich.<sup>35)</sup> Er hatte 1616 in Basel doktriert mit einer Arbeit über Gelenkrheumatismus. In Schwanden übte er noch drei Jahre neben seinem Vater die ärztliche Praxis aus. Sein Doktordiplom befindet sich im Landesarchiv in Glarus. Von 1626—1629 war

er Landammann. Er leitete seine letzte Landsgemeinde im letzten Pestjahr 1629.<sup>36)</sup> Vielleicht trug sein unverständliches Versäumen, die Tagung rechtzeitig abzusagen, dazu bei, daß er an der Krankheit selbst oder infolge seiner übermäßigen Beanspruchung im folgenden Jahre starb. Seinem Vater ebenbürtig war er auch als Tagsatzungsmitglied sehr geachtet und hatte ebenfalls schiedsrichterliche Funktionen auszuüben.

Das Erscheinen Jost Pfändlers um das Jahr 1580 und seine dauernde Niederlassung in Schwanden waren für das glarnerische Medizinalwesen von grundlegender Bedeutung. Laienärzte, die an medizinischen Fakultäten ihre Ausbildung genossen hatten, traten an die Stelle der früheren Klerikerärzte. Die Erlaubnis zur Ausübung der ärztlichen Praxis konnte von einer staatlichen Prüfung abhängig gemacht werden. Aerzten, die außerhalb des Landes ihren Wohnsitz hatten, wurde nur in Ausnahmefällen die Bewilligung zur Praxis erteilt. Zwischen Chirurgie und innerer Medizin bestand, wie schon erwähnt, eine scharfe Trennung. Zu Streitigkeiten ist es aber nie gekommen. Pfändler, der nicht nur die Bartholomäusnacht, sondern auch den jahrelangen Streit zwischen der Sorbonne und dem Collège de St. Côme miterlebt hatte, vermied jeden Kontakt mit der Zunft der Schärer. Seine Nachfolger stellten sich auf denselben Standpunkt, unbeirrt um die Wandlungen in der innern Medizin selbst. (Jatro-Mathematik, Jatro-Physik und Jatro-Chemie, Brownismus und Broussaiismus.)

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts fiel leider ein Schatten auf zwei hervorragende Glarnerärzte: Johann Jakob Tschudi von Glarus, der Verfasser einer vielverbreiteten Dissertation über das Schluchzen — de singultu — Vater des Anne-Miggeli (Hexenprozeß der Anna Göldi) und Johannes Marti von Glarus, der vielfach erwähnte, hochverdiente Arzt, dessen versäumtes „Nein“ im oben genannten Prozeß so schwere Folgen gehabt hatte.

Mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert endet die Frühzeit des glarnerischen Medizinalwesens.

## Schlufwort.

Dasselbe sei in erster Linie ein Dankeswort an Herrn Pfarrer Thürer in Netstal. Durch dessen Bereitwilligkeit, die Collectaneen zur Landesgeschichte dem Verfasser zur Verfügung zu stellen, wurde die vorliegende Arbeit in hohem Maße erleichtert. Ein Beitrag von nicht zu unterschätzender Bedeutung war das warme Interesse, das der oben Genannte der Arbeit von Anfang an entgegengebracht hat und das den Verfasser noch zu besonderem Dank verpflichtet.

Bei der Beschaffung urkundlichen Materials leisteten wertvolle Dienste die Herren Johannes Elmer, Alpleiter in Elm, Landesbibliothekar Schießer und Kantonsarchivar Dr. Winteler in Glarus. Auch ihnen sei der beste Dank ausgesprochen.

## Fußnoten.

- 1) Er war im Jahre 1558 zum Landammann gewählt worden.
- 2) Georg Thüerer: Kultur des alten Landes Glarus S. 422.
- 3) Im Winkel, dem untern Staffel der Krauchtalalp.
- 4) P. Thüerer: Collectanea 34.
- 5) P. Thüerer: Collectanea 47 S. 21.
- 6) P. Thüerer: Collectanea 47 S. 17.
- 7) Georg Thüerer: Kultur des alten Landes Glarus S. 354.
- 8) J. R. Steinmüller: Lexikon.
- 9) Neujahrsgeschenk von der neu errichteten Gesellschaft zum Schwarzen Garten, Zürich 1819. Chemische Untersuchung von Kantonsapotheker Irminger.
- 10) P. Thüerer: Collectanea 125 S. 54. Glarner Nachrichten 1941, Nr. 129—130.
- 11) P. Thüerer: Collectanea 46 S. 9.
- 12) P. Thüerer: Collectanea 46 S. 32.
- 13) P. Thüerer: Collectanea 46 S. 43.
- 14) P. Thüerer: Collectanea 44.
- 15) P. Thüerer: Collectanea 44.
- 16) P. Thüerer: Collectanea 84 S. 5.
- 17) P. Thüerer: Collectanea 84 S. 15.
- 18) P. Thüerer: Collectanea 44.
- 19) P. Thüerer: Collectanea 134 S. 48.
- 20) G. Thüerer: Kultur des alten Landes Glarus.
- 21) P. Thüerer: Collectanea 147 S. 35.
- 22) P. Thüerer: Collectanea 147 S. 55.
- 23) P. Thüerer: Collectanea 145 S. 31.
- 24) P. Thüerer: Collectanea 142 S. 9.
- 25) P. Thüerer: Collectanea 147 S. 20.
- 26) P. Thüerer: Glaronensia 8 S. 22.
- 27) P. Thüerer: Collectanea 145 S. 42.
- 28) P. Thüerer: Collectanea 145 S. 29.
- 29) Im alten Rom wurde das Blut der sterbenden Gladiatoren ebenfalls gegen Epilepsie angewandt (Plinius Buch IV).
- 30) G. Thüerer: Kultur des alten Landes Glarus.
- 31) P. Thüerer: Collectanea 124 S. 9.
- 32) Bernhard Milt, Zürich: 110. Beitrag zur Kenntnis der mittelalterlichen Heilkunde am Bodensee und Oberrhein. Zürich 1940.
- 33) P. Thüerer: Collectanea 124 S. 8.
- 34) P. Thüerer: Collectanea 85 S. 41.
- 35) Georg Thüerer: Geschichte des alten Landes Glarus.
- 36) P. Thüerer: Collectanea 124 S. 9.



## Schrifttum.

### A. Quellen.

- Gemeine Ratsprotokolle (1555—1798)*. Landesarchiv Glarus.
- Christoph Trümpi*: Neuere Glarner - Chronik. Glarus 1774; im Verlag Heinrich Steiners & Co. in Winterthur. Privatbesitz des Verfassers.
- Johann Heinrich Tschudi*: Glarner Chronik 1714. Landesbibliothek Glarus.
- Pfarrer P. Thüerer*, Netstal: Collectanea zur Landesgeschichte, Heft 27 bis 148.
- Johann Jakob Tschudi*, Doctor med., Glarus: Dissertatio inauguralis medica de Singultu. Basel 1767. Landesarchiv Glarus.
- Theodor Zwicki*, Doctor med., Mollis: Dissertatio medica inauguralis somni naturalis et praeter-naturalis, naturam causasque enucléans. Basel 1686. Zentralbibliothek Zürich. Ausgeschiedene Doublette. Landesarchiv Glarus.
- Stumpf Johannes*: Gemeiner loblicher Eydtgnoschaft Chronikwürdiger Thaatenbeschreibung. Zürich 1548. Landesbibliothek Glarus.
- Tschudi Johann Heinrich*: Monatliche Gespräche etlicher guter Freunden. Jahrgang 1720. Landesbibliothek Glarus.
- Steinmüller J. R.*: Lexikon. Landesbibliothek Glarus.
- Heim Albert*, Professor, Zürich: Ueber die Wiedergewinnung der Wichlenbadquelle bei Elm. Hottingen - Zürich 1887. Archiv der Alpkorporation Elm.
- Eidgenössische Abschiede (bis 1798)*. Landesarchiv Glarus.
- Glarner Landsbuch 1906*. Band VI. Landesarchiv Glarus.
- Glarner Landsbuch 1808*. Landesarchiv Glarus.
- Glarner Landsbuch 1878*. Band II. Landesarchiv Glarus.
- Glarner Landsbuch 1805*. Verordnung des Rates über den Besuch der Heilbäder durch die Armen. Landesarchiv Glarus.
- Historisch-geographisches Lexikon*. Aertwesen. Landesbibliothek Glarus.
- J. Strickler*: Aktensammlung der Helvetik. Band 10. Landesbibliothek Glarus.
- Marti Johannes*: Etwas Gemeinnütziges, physisch, medizinisch und ökonomischen Inhalts für meine Mitbürger. Glarus 1813.

### B. Darstellungen.

- Blumer J. J. und Heer Oswald*: Der Kanton Glarus (Bd. VII des Hist.-geogr.-stat. Gemäldes der Schweiz. St. Gallen und Bern (Blumer-Heer Gemälde).
- Heer Gottfried*: Ein glarnerisches Wanderbild. 1876.
- Jahrbücher des Historischen Vereins des Kantons Glarus*. Bd. 27 u. 46.

- Schuler Melchior*: Geschichte des Landes Glarus. Zürich 1836.
- Hegetschweiler J.*: Reisen im Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden. 1825. Zürich.
- Scheuchzer Joh. Jak.*: Itinera Alpina. Zürich 1725. Heilbad Niederurnen 1711. Zürich.
- Wagner J.*: Mercurius Helveticus. Zürich 1701.
- Helvetischer Kalender 1780.*
- Scheuchzer J. J.*: Naturgeschichte des Schweizerlandes; herausgegeben von J. J. Sulzer, Zürich 1746.
- Wagner J. J.*: Historia naturalis. 1703.
- Thürer Georg*: Kultur des alten Landes Glarus. Glarus 1936.
- Gesellschaft zum Schwarzen Garten*. Zürich. Neujahrsgeschenk 1819.
- Brunner Conrad* Dr. med., Privatdozent für Chirurgie in Zürich: Die Zunft der Schärer und ihre hervorragenden Vertreter unter den schweizerischen Wundärzten des XVI. Jahrhunderts. Zürich 1891. Zentralbibliothek Zürich.
- Milt Bernhard*, Dr. med., Zürich: 110. Beitrag zur Kenntnis der mittelalterlichen Heilkunde am Bodensee und Oberrhein. Zürich 1940. Landesbibliothek Glarus.
- Fäsi Johann Conrad*: Staats- und Erdbeschreibung der ganzen Helvetischen Eidgenossenschaft. Band I.
- Tschudi Niklaus*: Der alte Spital zu Glarus. Jahrbuch des Historischen Vereins Glarus, Bd. 16, 1879.

